

(Nachdruck verboten.)

89]

## Unter Wolken.

Roman von Kurt Atram.

Im Wohnzimmer stand das Abendessen.

Da stand sie nun wieder allein, ganz allein, wie früher so oft, bevor er gekommen. Wie traurig, ja wie schauerlich das war, verlassen, vergessen von aller Welt und doch noch lebendig. Es durchrieselte sie eiskalt.

So wird es bald wieder immer sein, wenn er wieder nach Berlin zurückkehrt.

Das ertrag ich nicht, das kann ich nicht mehr, stöhnte sie. Er muß mir heraushelfen, oder . . . oder . . . Plötzlich hörte sie hinter sich ganz deutlich Schäfer sagen: „Unglücklich Liebende werden, wenn sie Sinn für Harmonie haben, ins Wasser gehen.“

Das Hansmädchen erschien, die Fräulein Jung sei da, und ob es der gnädigen Frau recht wäre, wenn sie heraufkäme.

„Gewiß,“ erwiderte Magda schnell. Nur nicht länger allein sein müssen in dem öden, toten Haus.

Sie war froh, einen Menschen um sich zu haben und empfing daher die Marie Jung recht freundlich.

Marie Jung kam von einer schwerkranken, jungen Frau und wollte nachher in die „Stund“, wie die religiöse Versammlung bei Wilhelm Säger allgemein im Dorf genannt wurde. Sie war gekommen mit dem Wunsch, die Frau Direktor für die kranke Frau zu interessieren, daß sie die armen Leute einmal besuche und ihnen ein wenig helfe; aber auch, um sie für die „Stund“ zu interessieren, daß sie einmal mit dahin ginge. Sie hatte von Gott, mit dem sie erst über beide Punkte im Gebet beraten, große Freudigkeit bekommen, wie sie sich vor sich selbst ausdrückte, beide Anliegen der Frau Direktor vorzubringen. Sie that es denn auch sofort, wenn auch nicht ganz ohne Herzklopfen, denn sie war noch nie in einem so feinen Zimmer gewesen. Hier empfand sie den gewaltigen Abstand zwischen sich und der Frau Direktor viel mehr als neulich, da die Frau Direktor zu ihr gekommen.

Marie Jung hatte mehr Erfolg mit ihren Bitten, als sie erwartet.

Magda versprach, schon morgen nach der Kranken zu sehen; und nach einigem Besinnen und Fragen über Wilhelm Säger und sein Haus erklärte sie sich sogar bereit, gleich heute abend einmal mit dahin zu gehen.

Marie Jung war überglücklich. Wie gut alles ging, wie heilgläubig sie gewesen!

Magda war bereit, mit in die Versammlung zu gehen, weil ihr davor graute, hier den ganzen Abend allein mit ihren Gedanken zu sitzen. Die Marie hatte gleich erklärt, daß sie wegen der „Stund“ nicht länger als halbneun hier bleiben könne.

Auch that Magda die stille Art der Marie Jung in ihrer augenblicklichen Verfassung wohl. Sie schloß daraus unwillkürlich auf die andern Frommen und hoffte deshalb für sich aus diesem Zusammensein noch mehr der Art. —

Die Frommen waren schon alle versammelt, als Marie Jung mit Magda in das Zimmer trat. Magdas Erscheinen rief das größte Staunen hervor. Es war den Frommen wie ein Wunder. Die meisten der älteren Frauen starrten sie einfach glockhängig mit offenen Mäulern fassungslos an. In Wilhelm Sägers Wangen stieg helles Rot, in solche Verlegenheit brachte ihn dieser Besuch. Ja, er erschrak geradezu, weil er ihm gänzlich un erwartet kam, da ihn Marie Jung gar nicht hatte vorbereiten können, weil sie selbst ja nicht erwartet, daß die Frau Direktor gleich mitgehen würde.

Auf einer Bank waren noch zwei Plätze frei. Dahin wies Marie die Frau Direktor, die sich auch sofort setzte, um nicht länger angestaunt zu werden.

Kaum sah sie, sagte Wilhelm Säger, um allem Weiteren zu entgehen: „Wir singen zu Anfang unsrer Andacht das Lied „Kom heim, komm heim.““

Die Marie Jung fing sofort an. Da fielen die andern auch gleich ein:

Komm heim, komm heim, o du irrende See!  
Von dem Vaterhaus fern,  
Glänzt Dir nirgends ein Stern.  
O verlor'nes Kind! Komm heim, o komm heim, komm heim!  
Komm, o komm heim!

Komm heim, komm heim, längst schon warten wir Dein.  
Laß in Reue und Schmerz  
Endlich brechen Dein Herz!  
O verlor'nes Kind! Komm heim, o komm heim, komm heim!  
Komm, o komm heim!

Komm heim, komm heim aus dem schrecklichen Land,  
Wo der Finsternis Nacht  
Dir nur Jammer gebracht!  
O verlor'nes Kind! Komm heim, o komm heim, komm heim!  
Komm, o komm heim!

Komm heim, komm heim, bei dem Vater ist's gut,  
Freundlich winkt er Dir zu,  
Deut Vergebung und Ruh.  
O verlor'nes Kind! Komm heim, o komm heim, komm heim!  
Komm, o komm heim!

Das Lied regte Magda auf. Die erste Hälfte jedes Verses wurde laut, schnell, eindringlich gesungen. Von „O verlor'nes Kind“ an leiser, wie in verhaltener Sehnsucht.

Dazu die Leute, die sangen. Zehn ältere Frauen, vier jüngere und als einziges Mädchen, die Marie Jung mit einer wirklich schönen Altstimme. Vier Männer sangen im Bass.

Gerade solche Worte nach all den Aufregungen der letzten Tage, und gar dieses Tags! Magda konnte sich bald nur mühsam der Thränen erwehren. Es lief ihr kalt und heiß durch alle Rückenerven.

Als das Lied beendet, sagte Wilhelm Säger, weil er immer noch nicht mit sich im Reinen war, über was für einen Text er heute reden sollte: „Wir singen noch „Es ist ein Born, draus heil'ges Blut.““

Die Leute, die auch dies Lied auswendig konnten, stimmten sofort an:

Es ist ein Born, d'raus heil'ges Blut  
Für arme Sünder quillt,  
Ein Born, der lauter Wunder thut  
Und jeden Stummer stillt.

Daran schloß sich durch die fünf Verse immer dieser Refrain:

Es quillt für mich dies teure Blut,  
Das glaub' und fasse ich!  
Es macht auch meinen Schaden gut,  
Denn Christus starb für mich. a

Dies Lied brachte Magda wieder ins Gleichgewicht. Es war gar zu blutig und deshalb geschmacklos für jeden ästhetisch empfindlichen Menschen. Es wurde ihr mit seiner blutigen Zudringlichkeit geradezu peinlich.

Sie sah sich ein wenig um.

Das Zimmer machte einen äußerst ärmligen Eindruck. In der einen Ecke stand ein großes Bett, in dem Wilhelm Sägers zwei kleinste Kinder fest schliefen. Sie waren offenbar an diese Versammlungen so gewöhnt, daß sie dieselben nicht im geringsten störten. Nicht weit von dem Bett stand an der Quertwand der altmodische Herd, der nur mit Holz geheizt werden konnte. Er brannte, und in der Kachel leuchtete ein Gefäß mit irgend einer Flüssigkeit, die jedenfalls nicht gerade gut roch. Um den Ofen herum standen alle Schuhe und Stiefel des Hauses in Reih und Glied. Sie rochen auch nicht lieblich. Unter dem Herd schlief eine alte Kasse. Dem Bett gegenüber, parallel zu ihm, stand der verbrauchte, alte Tannentisch, an dem Wilhelm Säger und die andern Männer auf einer Bank an der Wand saßen. Auf dem Tisch die alte, schmieriige, trüb brennende Lampe, vor Säger die dicke Bibel und Gesangbücher, denen man den reichlichen Gebrauch deutlich ansah. Parallel dem Tisch, ins Zimmer hinein, zwei Bänke, auf denen die alten Frauen saßen und rechtwinklig zum Tisch, an der vierten Wand die Bank mit den jungen Frauen Marie Jung und Magda. An den Wänden hingen Kleider, ein Kalender, ein Bild des Landesfürsten und an jeder Wand je ein Bibelspruch mit Silberbuchstaben auf schwarzem Grund. Doch wahrhaftig, Magda traute ihren Augen nicht, da drüben an der Wand lehnte auch noch ein Zweirad. Wie kam etwas so Modernes in diesen Raum?

Es gehörte einem der Männer, der weit fort wohnte und mit des Rads Hilfe doch den Versammlungen beiwohnen konnte. Es war der Mann, der Magda auffiel. Er hatte ein auffallend regelmäßiges Gesicht mit einem graumelkerten Bart, der fast die ganze Brust bedeckte. In diesem Gesicht ruhten zwei dunkle Augen wie stille Seen, über die ab und zu bei dem Gesang, wenn dem Mann eine Stelle besonders gut gefiel, ein heller, froher Schein flog. So mögen die Erzväter der Bibel ausgesehen haben, als sie noch nicht ganz alt waren, dachte Magda.

Die drei andren Männer sahen kränklich aus, ja häßlich, einer hatte sogar einen Buckel; aber auch ihre Augen waren wie in Frieden tief eingetaucht. Auch die Frauen waren häßlich. Und wenn die häßlich sind, überrufen sie die Männer bei weitem, dachte Magda schauernd. Auch die jungen Frauen auf ihrer Bank waren häßlich. Dafür war die Marie Jung freilich um so hübscher. Wie lieblich sie ausah, nun sie sich rote Backen angefangen, und wie jetzt über die ganze kräftige Gestalt des Mädchens etwas ausgebreitet lag, das robuste Gesundheit verklärte, idealisierte! Wie eine junge Martyrin aus Nero's Zeiten.

Als die Leute den dritten Vers des blutigen Liedes zu singen begannen, ließ Wilhelm Säger den Kopf auf den Tisch sinken und faltete die Hände über ihn. Was bedeutet das wohl? dachte Magda.

Wilhelm Säger war immer noch nicht mit sich im Reinen, was für einen Text er heute behandeln sollte, denn das Erscheinen der Frau Direktor war etwas so Außerordentliches, daß es ihm nicht richtig schien, einfach mit den laufenden Betrachtungen über den Galaterbrief fortzufahren. Es mußte heute etwas Besonderes sein. Was nur?

Plötzlich schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, den Text ganz Gott zu überlassen. Da ihm dieser Gedanke so unvermittelt kam, hielt er ihn für einen direkt göttlichen. Er würde also einfach die Bibel aufschlagen, und auf welche Worte da zuerst sein Blick fiel, die würde er vorlesen und dazu sagen, was ihm „der Geist gab“. Ohne Menschenfurcht und Menschenrücksicht, gelobte er sich zugleich, weil er in seiner Verlegenheit vorhin, als die Frau Direktor in das Zimmer getreten, unchristliche Menschenfurcht erblickte. So schlug er denn, als der Gesang beendet, die Bibel auf, die an einer Stelle auseinanderfiel, die Säger schon so oft aufgeschlagen hatte, bei der Bergpredigt. Er sah auf ein paar Verse und stuchte vor ihnen. Dann sagte er sich, das ist die Strafe für deine Menschenfurcht, daß dir gerade diese Verse für heute bestimmt sind, und er las.

Er las lauter und eindringlicher als sonst, weil ihm der Text nicht angenehm war: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht ehebrechen. Ich aber sage Euch: Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen“.

Die Frommen sahen sich erstaunt an. Daß er gerade diesen Text gewählt?! Nun ja, der Säger ging nicht auf's Günterwerk, da konnte er sich das gestatten.

Der Frommen Blicke flogen neugierig zu Magda, was die wohl zu diesem Text sagen würde; denn alle Welt hielt dafür, daß sie ein Verhältnis hätte mit Schäfer, zumal der Herr Direktor sich ja anderweitig schadlos hielt.

Magda traute ihren Ohren nicht, als sie diese Worte hörte. War das Absicht oder Zufall? Am liebsten wäre sie sofort weggegangen, aber es hätte zu unliebsames Aussehen erregt. Sie sah deshalb gleichgültig vor sich hin und that möglichst teilnahmslos.

War es Absicht von Säger, dann war es einfach gemein, sagte sie sich und gelobte zugleich: Das ist das erste und letzte Mal, das man mich hier sieht.

Die Frommen bekamen noch mehr Grund, sich zu wundern, denn Säger sprach ganz ungewöhnlich hart und scharf über dies Wort. Gerade weil sich eine innere Stimme dagegen sträubte, sprach er so; denn diese Stimme schien ihm die Stimme des „alten Adam“ zu sein, der ja ausgerottet werden muß nach der Schrift, dem er also nicht nachgeben wollte. O, er wußte nur zu genau, daß er, Wilhelm Säger, von Natur viel zu gütig war. Diese Natur sollte heute einmal tüchtig was drauf kriegen.

Magda stand Quaken aus unter Sägers Ausführungen, denen anzumerken war, daß er alle Liebe, die nicht ehelich sanktioniert war, bäurisch-urwüchsig, rein tierisch, fleischlich, wie er's nannte, empfand und darstellte, um sie in Grund und Boden hinein zu verdammen. Wie er keine Ahnung

davon hatte, daß dies Tierische, Fleischliche doch nicht alles, nicht einmal die Hauptsache an der Liebe.

Ihr war zu Mute, als würde fortgesetzt ihr Verhältnis zu Schäfer in den tiefsten Schmutz getreten. Also so sahen diese Leute! Das war nach ihrer Ansicht die Liebe? Da gab es nichts Feineres, kein Drum und Dran. Da gab es kein Entschuldigen, kein menschliches Begreifen, da wurde gedonnert: Du sollst, du sollst nicht! Alles war Hurerei und so simpel zu erklären, entsprungen rein physischen Bedürfnissen, daß es Magda graute und ekelte, ihr Verhältnis zu Schäfer in dieser Beleuchtung zu sehen; denn an sich und Schäfer mußte sie doch immerwährend denken.

Nachdem Wilhelm Säger den „alten Adam“ genug geduckt, machte er eine kleine Pause und horchte in sich hinein, ob er zum Schluß nicht doch noch ein wenig mildere Seiten aufziehen dürfe, ohne sich zu versündigen. Da nichts in ihm dagegen sprach, schlug er schnell das Johannesevangelium auf, wo die Geschichte mit der Ehebrecherin steht, und knüpfte an das Wort: „Wer unter Euch ohne Sünde ist, der werse den ersten Stein auf sie“ noch einige mildere Worte von der Gnade, die jeden Sünder, möge er auch noch so tief gefallen sein, wieder annehme, wenn er nur Buße thue.

Wie war er froh, als er schweigen konnte, da ihm „der Geist nichts mehr gab“. Der helle Schweiß stand auf seiner Stirn, so hatte er sich aufgereggt bei dem, was er zu sagen für seine Pflicht hielt. Er warf einen scheuen Blick auf Magda, die ihm so leid that, die er auch für eine Ehebrecherin im größtmöglichen Sinne des Worts hielt, der er heute so gern freundlicher entgegengekommen wäre, wenn es nicht Gott anders gewollt hätte. Er fühlte sich sehr erleichtert, als er der Frau Direktor nichts anmerken konnte. Blah war sie immer gewesen; und die kühlen Augen, die sie machte, das war so vornehme Art.

(Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Die Welt wird frömmere mit jedem Tag! Der Graf Hochberg, der Intendant unserer Hoftheater, kam neben Freiherrn v. Mirbach, Stöder, Lieber, Paasche und Waldersee als einer der heiligsten Männer unserer Zeit gelten. Hätten sie vor 1500 Jahren gelebt, so hätten sie sicherlich ein erhebliches Vergnügen darin gefunden, sich auf irgend eine feurige Art verkrüht um ihr irdisches Dasein zu bringen. Da sie aber in einem Zeitalter leben, wo nur noch Chinesen solchen Glüds teilhaftig werden, so begnügen sie sich, Träger jener weltgeschichtlichen Kometen zu sein, die von dem derzeitigen preussischen Kriegsminister erfunden worden ist: Sie sühnen die vertausendjährigen Greuelthaten, indem sie all die abscheuliche Gottlosigkeit auszurotten bemüht sind, die im Leben von Reich, Staat und Kommune, in der Wissenschaft und in der Kunst herrscht.

Graf Hochberg hat sich das Gebiet der Kunst als Wirkungsfeld gewählt. Zu diesem Behufe spielt er eine hervorragende Rolle in dem Männerbund zur Bekämpfung der Unsitlichkeit. Die unter ihm dienenden Ballettdamen dürfen amtlich niemals lächeln, und außerdem dürfen sie nur mit solchen Männern Beziehungen unterhalten, deren Sittenstrenge und hohe Christlichkeit vor aller Welt offen liegt. Die Unzucht, die in Wagnerschen Opern nicht selten getrieben wird, duldet er nur deshalb, um an einem belehrenden Beispiel zu zeigen, wie fürchterlich die heidnischen Götter und Helden sich aufführten.

Zum diesjährigen Vuktag gedachte nun Graf Hochberg den Frommen ein besonderes Fest der Erbauung zu geben. Ein Konzert menschlicher Zerknirschung sollte im Opernhaus veranstaltet werden, durch das die verstocktesten Gottesleugner zur orthodoxen Richtung belehrt werden sollten. In der That — eine kluge Rechnung. Niemand, der Ohren hat zu hören, vermag dem Deutschen Requiem von Johannes Brahms zu widerstehen; von dieser herrlichsten modernen Schöpfung religiöser Musik strömt eine unwiderstehliche Stimmung tiefster religiöser Andacht, die in dem Gefühl der menschlichen Vergänglichkeit und der gewaltigen Weltewigkeit wurzelt; die Herzen und Geigen loden, die Bosamen zwingen zur Bekehrung. Eine Arie aus Handels Messias sollte die Bekehrung vollenden, die dann unter den Wirkungen einer Wagnerschen Parival-Scene in der Ekstase hintergebender Jesuigkeit entlodern sollte.

So dachte Graf Hochberg, der fromme Missionar der Musik, in seines gläubigen Herzens Unschuld. Aber der Graf rechnete nicht mit einer höheren Macht der Frömmigkeit. Der Intendant der königlichen Schauspiele hatte hinter dem göttlichen Spiel den Teufel nicht gewittert und ahnungslos hätte er am Vuktag seine Opernhausgäste höllischer Verführung ausgeliefert. Die Leitung des königlichen Opernhauses ist fromm, frömmere aber und zugleich scharfsichtiger in der Scheidung von echter Göttlichkeit und Teufelstarvenkunst ist gegenwärtig die Polizei. Herr v. Windheim, der Polizeipräsident der Reichshauptstadt, strich die Hälfte des Vuktags-Programms des königlichen Opernhauses und rettete so den Grafen Hochberg davor, eine Anzahl Jahrhunderte in der Hölle fiedeln zu müssen.

Es hat immer meine Verwunderung erregt, daß seiner Zeit die

Geinze-Priester nicht auch die nackte unstillliche Musik in das Bereich ihrer Kanalisations-Bestrebungen gezogen haben. Was für unerhörte Sachen hat z. B. dieser Verlioz in seinen Ton-Organen darzustellen gewagt — da ist überhaupt nichts Angezogenes. Der Grund, warum man auf diesem Gebiete so lässig war, lag wohl in der Schwierigkeit der Ausführung. Die Schütleute sind gemeinhin nicht im Stande, in bloßen Instrumentaltönen die Ausschweifungen unstilllicher Phantasie zu erkennen, und es könnte also leicht vorkommen, daß man einen unsagbaren Walzer duldet, dagegen eine Wachsche Passion verbietet, weil der Aufficht führende Beamte bei legerem Stück einen Angriff auf seine Schamhaftigkeit vermutet.

Umso dankenswerter ist es, daß die Polizei jetzt wenigstens dafür sorgt, daß die gläubige Christenheit am Vultag nicht durch similtliche Musik in die Irre geführt werde. Herr v. Windheim hat dieser schönen Aufgabe mit Erfolg sich hingegeben und dem Grafen Hochberg und dem königlichen Opernchor die Aufführung der Messias-Arie und der Parcival-Szene verboten; nur Brahms' deutsches Requiem genügt dem frommen Anspruch des heiligen Polizeipräsidenten. Allerdings enthält auch das Requiem bedeutliche Vultagsstellen. Es ist da z. B. vom „Jahzen“ die Rede und in triumphierendem Aufstieg gipfelt ein Chor:

Ewige Freude wird über ihrem Haupte sein,  
Freude und Wonne werden sie ergreifen  
Und Schmerz und Seutzen wird weg weissen.

Auch sonst ist manches Bedenkliche in dem Requiem. Der zweite Satz erinnert in seinem Anfang an die weltliche Sündhaftigkeit eines ungrischen Märches und es finden sich Stellen von solcher süßen Lieblichkeit, daß jedes Vereinsmitglied christlicher junger Männer in seinen büßfertigen Empfindungen arg gestört werden muß. Indessen Herr v. Windheim ist ein toleranter Mann, er hält das Brahms'sche Requiem für Vultagsfähig. Dagegen schien ihm die Arie aus dem „Messias“ schlechterdings nicht zu dulden, lautet doch ihr Text:

Tröstet, tröstet Zion, tröstet!  
Spricht euer Gott.  
Geht ihr Friedensboten nach Jerusalem  
Und predigt ihr,  
Daß ihre Mitternacht ein Ende hat,  
Daß ihre Missethat vergeben ist!  
Vernehmet die Stimme des Predigers in der Wüste;  
Vereitet dem Herrn den Weg  
Und bahnt die Pfade der Wüsten unsrem Gott!  
Alle Thale, alle Thale macht hoch und erhaben  
Und senket die Verge und Hügel vor ihm,  
Macht ebene Bahu  
Und was rauh ist, macht gleich.

Könnte diese Christlichkeit dem Vultagsempfinden des Polizeipräsidenten genügen? Nein, das ist bei weitem nicht ausreichend religiös, abgesehen davon, daß in den letzten Zeilen eine ganz verdächtige Aufforderung zum Umsturz enthalten ist. Noch schlimmer steht es um den Parcival. Mögen die Wagner-schwärmer behaupten, der Parcival enthalte das Höchste und Feinste an echter Christlichkeit, er sei geradezu das neue Testament in Musik, die Polizei denkt anders darüber und die Polizei verbietet die Entweihung des Vultags.

Das aus den „besten Kreisen“ stammende Publikum des Opernhauses allerdings zeigte wenig Verständnis für die Absichten des Polizeipräsidenten. Als es aus den grünen Zetteln erfas, daß laut Polizeiverfügung Messias und Parcival gestrichen seien, erklärte es sich solidarisch mit dem Grafen Hochberg, trat in den Streik und forderte das Entree zurück.

Das Opernhaus war demzufolge am Mittwochabend halbleer. Ich für meinen Teil hätte mich gern begnügt mit dem Brahms'schen Requiem, das mich zu tieffter Andacht stimmt. Aber ich gestehe, das Wort versagte diesmal, ich kam nicht in Stimmung. Allerlei ängstliche weltliche Betrachtungen verhinderten hingebendes Versenken. Ich erwartete nämlich jeden Augenblick eine neue furchtbare Katastrophe. Ich fürchtete, plötzlich würde die Polizei erscheinen, die Versammlung auflösen und unsägliche Verhaftungen vornehmen. Nicht die Musik war es, die des Vultags nicht würdig genug gewesen wäre, es waren die Menschen, die schlimmer als „Messias“ und „Parcival“ gegen den Geist der königlich preussischen Sündeneinsehr frevelten. Ich will nichts davon sagen, daß die Frauen und Mädchen des Zuschauerraums in sündigen, lichten Gewändern erglänzten — darüber hat die Polizei am Ende keine Macht. Was soll man aber dazu sagen, daß die königlichen Opernchoristinnen sowohl ihre Jugend als ihr reiferes Alter in hellem Blau und duftigen Rosa zur Schau stellten, daß sie es zum Teil wagten, aus strahlenden Augen zu blicken, ja daß sie in weltlicher Stoffentziehung größere Flächen ihres Leibes frei ließen als die Notwendigkeit des Sehens und Atmens erfordert! Am Vultag — dieses Farbenfest weiblicher Eitelkeit! Das heißt nicht auf dem Posten sein, Herr v. Windheim! Sie haben nicht ganze Arbeit gemacht.

Gerade in diesem Jahre versteht man recht gut, warum die Polizei mit gesteigerter Drunst des Vultags gedenkt. Sie hat allzu viel Sünden zu sühnen; nur ein Gerechter lebt noch in ihrem Reich, und auch dieser vorzügliche Herr Stierstädler schließt die Gefallenen, gegen die er am Vormittag amtlich einschreitet, am Abend in verzehrender Liebe paarweise an sein gefühlvolles Herz. So

mußten Messias, Parcival, Graf Hochberg, der königliche Opernchor und das Publikum dem verstärkten Vultagbedürfnis der Polizei geopfert werden. Dauert der Prozeß Sternberg noch ein Jahr, so wird die fromme Menge des Herrn v. Windheim bereits demmaßen gesteigert sein, daß am Vultag 1901 auch die Kirchen polizeilich geschlossen werden, weil die Heiligkeit des Tags nicht durch theatralische Aufführungen entweiht werden darf. —

Joc.

## Kleines Feuilleton.

bl. Herrschaften. Draußen auf den Straßen lag noch die Nacht, im Hause regte sich das Leben schon. Es war ein Hans in den Arbeitervierteln, die Menschen, die darin wohnten, mußten früh heraus. Aus allen Thüren schlüpfen dunkle Gestalten, junge Mädchen, Männer und Frauen. Werkzeug und Essenspädchen in der Hand, eilten sie hastig die finsternen Treppen hinab.

Im zweiten Stock blieb das kleine Mädchen stehen und rang nach Atem. Sie war hastig gelaufen, ihr Herz schlug. Außerdem war sie auch müde. Sie war in der Nacht erst um eins zu Bett gekommen, so lange hatte sie der Mutter bei der Näherei geholfen, und die Mutter hatte noch länger genäht.

Erst nach einer ganzen Weile stieg sie weiter hinauf. Den Frühstücksbeutel hin- und herschlenkernd nahm sie immer zwei Stufen auf einmal. Sie kannte die Treppe so gut, daß sie die einzelnen Absätze auch im Dunkeln fand. Oben im vierten Stock zog sie eine Glode. Es wurde beinahe gleich geöffnet, aber die Mutter schalt: „Nein, Frieda, so an de Klingel zu reizen, willst mir wohl 's Kind mit Gewalt wachmachen, bin zufrieden, daß er schläft. Na, hast Du's bekommen?“ Sie ging nach dem Raum, der sich rechts an den Korridor schloß und Küche, Schlaf- und Wohnzimmer in einem war. Das kleine Mädchen folgte ihr leise auf den Zehenspitzen. Behutsam schüttelte sie die Semmeln auf den Küchentisch: „Ja, se hat's mir gegeben; aber se sagt, morgen mußte bezahlen, sonst giebt's nichts mehr.“

„Na ja, ja, ja.“ Die Mutter senfzte. Sie sah schon wieder an der Nähmaschine, aber sie trat nur sehr langsam und gedämpft, damit das Kind nicht wach werden sollte. Beinahe flüsternd gab sie dem kleinen Mädchen ihre Anweisungen: „Gieb' mal 's Wasser über'n Kaffee, wir müssen 'n Grund nochmal ansprühen, thu' mir ordentlich Cichorien ran, denn wird's schon gehen.“

„Ja ja aber schon 's dritte Mal,“ sagte das kleine Mädchen. „Schad't nichts. Ich hab' keinen frischen mehr und dann mach' mach', Du sollst noch an drei Hemden Fäden abschneiden, eh' de nach Schule gehst.“

Das Kind hantierte am Herde herum. Es griff sehr geschickt zu. Es war die Arbeit schon gewohnt. Vorsichtig, damit nichts überschüttet, brachte sie die gefüllten Kaffeeassien nach dem Tisch: „Und denn hoch mal, Mutter, denn hab' ich die Neumann getroffen, und se hat mir in die Zeitung nachsehen lassen, und 's steht auch was drin. In de Gräsestraße suchen se 'n Schulmädchen for leichte Arbeit. Soll ich da mal hingeh'n, wenn ich aus Schule komm'?“

„Wein De ans Schule kommst?“ — Die Mutter hielt mit Nähen inne — „Bist wohl — denn is 's doch lange weg, da mußte vorher hin — da gehste gleich. Was is 's denn? Zum Nähen?“

„Dis steht ja nich bei in de Zeitung. Aber de Neumann sagt, 's is 'ne sehr feine Herrschaft und 'ne Mäin, se hat da mal Zeitung hüngebracht, und se will einen zum Helfen haben in de Wirtschaft und se giebt auch vier Mark 's Monat.“

„Na denn lauf' man — lauf' gleich!“

„Is ja aber noch nich Sieben?“

„Eh' De hintommst, wird's doch viertel acht. Nein, mach' man, sonst kriegt's 'ne andre, und wir können's brauchen.“

„Wein ich 'ne Stelle hab', kaufte die Maschine alle Ersten abahlen, denn haben wir 's Sonnabends mehr Geld, sagte Frieda allkuh.“

„Ja ja, das könnten wir.“ Die Mutter senfzte wieder.

„Und dann tragen wir auch Vatern mal 'n Kranz auf's Grab.“

„'n Kranz — ja wohl 'n Kranz — als ob unsereins Geld hat zu so was.“ Die Frau lachte auf.

„Bist auch sauber? Rännu Dir mal noch mal über. Und dann sagste hübsch, daß Dein Vater tot wär, und daß De noch 'n kleinen Bruder hast, und daß wir verdienen müssen. Komm mal her, die Schürze sitzt schief.“ Sie rückte ihr den Loh gerade und gab ihr einen leichten Klaps: „So, nu lauf! Daß De mir aber schnell wieder hier bist, sollst mir dann noch verpuhen helfen.“

„Ja, ja“ — das Mädchen nickte. „Ja und denn adje derweile.“

Auf den Straßen dämmerte es bereits. Fahlgrau zog der Novembermorgen über die Dächer. Fröstelnd steckte Frieda die Hände unter die Schürze. Die rauhe eisige Luft that ihr weh. Trotz der Mahnung der Mutter ging sie langsam. Sie war zu müde. Jetzt in der grauen feuchtkalten Morgenluft fühlte sie erst, wie schwer ihre Glieder waren. Ihre Gedanken gingen dafür desto reger. Sie spann große Pläne. Wenn sie die Stelle bekam, brauchte Mutter nicht mehr die Nacht durch zu nähen; wenn sie die Stelle bekam, konnte Brüderchen bessere Milch bekommen. Oh, was konnte man sich alles für Wunderdinge leisten, wenn sie die Stelle bekam. Die vier Mark erschienen ihr wie ein ungeheurer Schatz.

Die Uhr zeigte etwas nach sieben, als sie vor dem Hans in der

Gräberstraße stand. Ein Milchjunge, den sie um die Wohnung der Mätin fragte, wies sie nach dem ersten Stock. Da stand sie nun und zog schüchtern die Glocke. Drinnen rührte sich nichts. Sie klopfte leise, aber es blieb alles still. Eine förmliche Angst stieg plötzlich in ihr empor. Wenn niemand da war, wenn sie die Stelle nicht bekam? Sie zog noch einmal an der Glocke und noch einmal und noch einmal.

„Donnerwetter! Was soll denn die verwünschte Klingelei?“ Der Herr Mat selber riß die Thür auf, aber nur spaltbreit, er war noch im Nachkostüm: „Was fällt Dir denn ein, was läutest Du hier die Menschen aus'm Schlaf?“

„Ich . . . ich komm' um . . . um die Stelle.“ Sie weinte fast, so war sie erschrocken.

Der Herr Mat steckte den Kopf durch die Thür: „Um die Stelle? Und da klingelst Du uns aus 'm Schlaf? Da kommst Du jetzt früh morgens um sieben? Was denkst Du Dir eigentlich? Geht man um die Zeit zu Herrschaften? Nach' daß Du weiter kommst!“

Er warf die Thür zu; aber noch auf dem Korridor hörte sie ihn zeteren: „Um die Zeit zu Herrschaften! Einen darum im Schlaf zu stören! Gar keinen Respekt hat die Gesellschaft!“

— **Vienengift und Vienensich.** N. Lauger hat kürzlich seine interessantesten Forschungen über das Vienengift zusammengefaßt. Die „Umschau“ entnimmt der Arbeit folgendes: Die Gewinnung des Gifts geschah auf verschiedene Weise. Vienen wurden zwischen zwei Fingern gefaßt, ein wenig gedrückt und das an der Stachelspitze erscheinende Gifttröpfchen mit feinen Kapillaren aufgesogen, oder man ließ Vienen in vorher getrocknetes, gewogenes Filtrierpapier stecken. Wässrige Lösungen des Gifts wurden in der Weise hergestellt, daß die frisch extrahierten Stacheln samt Adnexen in Wasser verrieben und die so erhaltene Flüssigkeit filtriert wurde. Um eine größere Menge des giftigen Bestandtheiles zu erhalten, wurden mehrere Tausend Stacheln mit Adnexen zerrieben, mit Wasser extrahiert und durch Einbringung der wässrigen Auszüge in 98 Proz. Alkohol der Giftrörper gefüllt. Es resultiert eine weißlich-graue Substanz, die Giftstoff und Eiweißkörper enthielt. Das ursprüngliche Vienengift ist eine wasserflare, deutlich sauer reagierende Flüssigkeit von bitterem Geschmack und aromatischem Geruch, ist in Wasser leicht löslich, hat ein specifisches Gewicht von 1,1813 und hinterläßt circa 30 Prozent Trockenrückstand, der löslich ist und die ungeschwächte Giftwirkung zeigt. Die Giftmenge, welche eine einzelne Viene beherbergt, schwankt zwischen 0,00025 und 0,0003 Granum.

Der Nachweis wirksamen Vienengifts wurde in der Weise geführt, daß eine Einträufelung ins Kaninchenauge stattfand, wonach bei einer Giftkonzentration von 0,05 bis 0,1 Proz. typische Reizung erfolgte. Die saure Reaktion des Vienengifts war durch Ameisensäure bedingt, diese letztere war jedoch nicht das giftige Prinzip. Getrocknetes und bei 100 Grad aufbewahrtes Vienengift ließ ebenso wenig eine Schädigung seiner Wirksamkeit erkennen, wie solches, das Stunden- oder tagelang in gefrorenem Zustande sich befunden hatte. Beim Stehenlassen wässriger Lösungen des Giftes unter Luftzutritt trat mit dem Eintreten der Eiweißfäulnis auch Zerstörung des Giftröhrchens ein. Wässrige Lösungen des Giftes wie auch das reine Vienengift rufen auf der unverletzten Haut keine Reizwirkung hervor, wohl aber an den Schleimhäuten der Nase und des Auges. In kleinste Schnittwunden oder mit einer Nadel durch die Haut eingebracht, wird durch das Gift das typische Entzündungsbild des einzelnen Vienensichs hervorgerufen. Des weitern wurden Versuche über die Empfindlichkeit der einzelnen Individuen für den Giftstoff angestellt und dabei ergab sich, daß nur ein kleiner Teil der Menschen von Natur aus für das Vienengift unempfindlich ist, während die Mehrzahl mehr oder weniger stark auf dasselbe reagiert. Ein Charakteristikum für den Vienensich ist für die große Mehrzahl der Fälle das Vorhandensein des Stachels an der Stichstelle. Dabei ist beobachtet worden, daß der zurückgebliebene Stichelapparat sich infolge der Kontraktion seiner Muskeln beständig bewegt, wodurch sowohl der Stachel tiefer ins tierische Gewebe hineingetrieben, als auch eine vollständigere Entleerung der Giftblase bewirkt wird. Als Ursache hiervon wird die wahrscheinliche Ausstattung des Giftapparates mit einem eignen nervösen Centrum angesehen, welches mit heraus gerissen noch eine Zeit lang zu leben vermag. Eine künstlich erworbene Vienengiftimmunität ließ sich in sehr vielen Fällen nachweisen. So trat von 153 Personen während eines mehrjährigen Betriebes der Vienenzucht bei 126 eine merkliche Herabsetzung der Empfindlichkeit gegen Vienensich auf, welche von einzelnen Züchtern sogar direkt auf das neumalige Erleiden einer sehr großen Anzahl (30—100) von Stichen zurückgeführt wurde. Der Rest von den 153, also 27 Personen waren nach jahrelanger Imkereit noch ebenso empfindlich wie zu Anfang. Es kam sich hierbei entweder um Individuen handeln, welchen die Fähigkeit immunität zu werden, abgeht, oder bei welchen im Laufe der Zeit sich schließlich doch noch Immunität einstellen wird.

Die künstlich erworbene Immunität geht leicht herab und verschwindet sogar wieder. So behauptet manche Vienenzüchter, daß sie in jedem Frühjahr auf die ersten Stiche sehr stark reagieren, um nach der hierdurch gewissermaßen vollzogenen Reimmunisierung wieder unempfindlich gegen die Stiche zu sein. Nach jahrelangem Aussehen der Imkereit soll die Empfindlichkeit gegen Stiche genau

so stark wie beim Beginn sein und ebenso sollen Erkrankungen oft plötzlich einen gänzlichen Verlust der in einer Reihe von Jahren erworbenen Immunität herbeiführen können. —

### Meteorologisches.

ou. Wie groß ist ein Regentropfen. Ein Pariser Meteorologe Faideau hat sich der schwierigen und äußerst mühsamen Arbeit unterzogen, die Größe von Regentropfen zu bestimmen. Es dauerte lange, bis der Forscher ein Mittel zur Erreichung seines Zwecks ausfindig gemacht hatte, jetzt aber ist er in der Lage, die Ergebnisse seiner Experimente mitteilen zu können. Die geringste Größe, die ein Regentropfen danach überhaupt erreichen kann, stellt ein Wassertügelchen von nur  $\frac{1}{2}$  Millimeter Durchmesser dar, während die größten Regentropfen einen Durchmesser von  $\frac{3}{4}$  Millimeter aufweisen. Die Regentropfen sind im Sommer größer als im Winter und aus demselben Grunde auch in den wärmeren Ländern größer als in den kalten. Diese Thatsache findet folgende einleuchtende Erklärung: In dem Augenblick, da sich der Wasserdampf in der Luft zu flüssigem Wasser verdichtet, bilden sich äußerst kleine und sehr nahe nebeneinander befindliche Tröpfchen, die nun der Schwere folgend niedersinken. Während des Falls schiebt eine gewisse Zahl dieser kleinsten Tröpfchen durch molekulare Anziehung ineinander und vereinigen sich so zu größeren Tropfen. Die Größe, die ein Regentropfen besitzt, wenn er auf der Erdoberfläche anlangt, ist abhängig von der Fallhöhe, die er von der Wolke aus bis zum Boden durchgemessen hat. Nun sind die Luftschichten in der Nähe des Erdbodens im Sommer heißer als im Winter, und demgemäß können sich die Wolken erst in größerer Höhe bilden, wo die Temperaturbedingungen für das Zustandekommen einer schnellen Verdichtung des Wasserdampfs, auf der der Regen beruht, vorhanden sind. Die Tröpfchen, die aus dieser großen Höhe herabfallen, haben selbstverständlich mehr Zeit, sich zu größeren Tropfen zu vereinigen. Bei kalter Witterung erfolgt die Wolkenbildung, wie jedermann weiß, in geringerer Höhe über dem Erdboden, in dem Nebel sogar dicht über dem Erdboden, und alsdann haben die kleinen Wassertropfen weniger Zeit, sich zu größeren Tropfen zusammen zu schließen. Auch über die Geschwindigkeit, mit der die Regentropfen zur Erde fallen, hat Faideau Untersuchungen angestellt und ihre Werte recht verschieden befunden. Sie ist abhängig von der Größe der Tropfen und von dem Winde, der ihre ursprünglich senkrechte Bewegung in einen schrägen Fall verwandelt. Wenn sonst alle Bedingungen gleich sind, so fällt ein Wassertropfen aus mittlerer Wolkhöhe bei einem Durchmesser von  $\frac{1}{2}$  Millimeter mit einer Endgeschwindigkeit von 4 Meter in der Sekunde zu Boden, während ein großer Tropfen die große Geschwindigkeit von  $11\frac{1}{2}$  Meter erreichen kann. —

### Humoristisches.

— **Kindliche Anschauung.** Stadtkind: „Sieh mal, Mama, diese reizenden Schäfchen!“

„Aber, Kind, das sind doch keine Schäfchen — das sind ja Schweinchen!“

„Warum? . . . Was haben sie denn gethan?“ —

— **Auf der Sekundärbahn.** Warum hält denn der Zug hier auf freiem Felde? . . . Ist etwa die Einfahrt in den Bahnhof gesperrt?

„Sell geit's net! . . . Aber, wenn mer net unser' Verspätung heint, so steht no' lei' Omnibus, lei' Hausknecht und nemerd uf'm Bahnhof do!“ —

— **Verdächtiges Renomee.** Inhaber eines neuen Bankgeschäfts (zu seinem Compagnon): „Merkwürdig, wie schnell unser Geschäft doch bekannt wird! Heute waren drei Kolporteurs hier, die mir ein Strafgesetzbuch verkaufen wollten!“ — („Flieg. Bl.“)

### Notizen.

— **Mag. Martersteig** und **Cäsar Flaiskälen** beabsichtigen einen „Almanach für bildende Kunst und Kunstgewerbe“ nach dem Muster des kürznerischen Litteraturalenders herauszugeben. Der Almanach wird zunächst Deutschland, Oesterreich und die Schweiz umfassen, soll aber allmählich später auch auf das Ausland ausgedehnt werden. —

— Die **socialdemokratischen Vereine** von Dresden und Umgegend haben die Veranstaltung von **vollständigen Dichterbänden** beschlossen. —

— „**Flachsmann als Erzieher**“ heißt ein neues Werk **Otto Ernsts**, das anfangs Dezember im **Dresdner Schauspielhaus** seine Erstaufführung erleben wird. —

— Die Komödie „**Das blaue Boudoir**“ von **Hennequin** und **Dubal** erzielte bei der Erstaufführung im **Josefsstädter Theater** in Wien einen vollen Erfolg. —

— **Arthur Sullivan**, der Komponist des „**Mikado**“, ist 58 Jahre alt infolge eines Herzschlags in London gestorben. —

— Das **böhmische Streichquartett** bringt in seiner zweiten Abtheilung „**Soiree** am 28. November zum erstenmal ein **Streichquartett** von **B. Kobal** zum Vortrag. —

— **Heinrich Flahbeders** Operette „**Der Wahrheitsmund**“ wird die nächste Operetten-Novität des **Theaters des Westens** sein. —